



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Granden von Spanien erster Klasse, verlobt habe. Die Hochzeit solle Anfang Mai stattfinden; er werde seinen Eltern, denen er rate, die Osterzeit in Rom zuzubringen und erst Ende April nach Neapel weiter zu fahren, bis Florenz entgegen reisen. Ein Blick in den Gotthaischen überzeugte den alten Herrn, daß sein sehnlichster Wunsch erfüllt war. Alte, sagte er gerührt, wenn ich es mitansehn könnte, wenn Ernings Schwiegervater bedeckten Hauptes vor dem Throne des allerkatholischsten Königs steht, würde ich da nicht ein Jahr meines Lebens darum geben? Lieber nicht, sagte Tante Minna, dazu sind wir zu glücklich.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Das Ergebnis der Hauptwahlen zum Reichstag.)

Eine große, helle Freude durchzittert nach der Wahlschlacht, die am 25. Januar geschlagen worden ist, die Mehrheit des deutschen Volkes. Was uns dieser Tag gebracht hat, war eine frohe Überraschung. Niemand hatte sich so recht gefreut, einen guten Ausgang vorherzusagen. Zwar fehlte es nicht an Anzeichen — und das haben wir vor acht Tagen kurz vor der Wahl noch feststellen zu können geglaubt —, daß die Stimmung unter den nationalen Wählern besser und gehobener war, als noch kurz zuvor. Aber wer durfte sich vermessen, vorher zu beurteilen, wie weit es gelingen würde, diese Stimmung in die Tat umzusetzen? Konnte nicht wieder — um an eine berühmte Rede des Fürsten Bismarck zu erinnern — der Lokigeist geschäftig sein, der den blinden Hödur, den Wähler, anstiftete, daß er wieder einmal den deutschen Völkerfrühling erschlage? So hat wohl jeder dem Wahltage mit Bangen entgegengesehen. Und doch hat sich gezeigt, daß das deutsche Volk in der Tat aufgerüttelt war und bereit war, sein Bestes zu tun.

Freilich hat sich das bedächtige, zur Kritik hinstrebende Temperament des Volkes auch hier nicht verleugnet. Zaghaft und unbeholfen ist immer noch die Aufforderung zur Tat aufgenommen worden. Auch die zur Schau getragene Zuversichtlichkeit, die in den letzten Tagen vor einer Wahl zu den regelmäßigen Requisiten der Parteitagitation gehört, konnte nicht darüber täuschen. Ein Musterbeispiel politischer Pflichterfüllung ist auch diese Wahl nicht gewesen. Aber sie kann doch auch für die Zukunft ermutigend wirken, wenn einmal wieder das deutsche Volk müde und flügellos am Boden liegen sollte. Schon dieser verhältnismäßig schwache Aufschwung, dieser Ansatz zur Selbstbefinnung hat genügt, wenigstens der Sozialdemokratie eine starke Niederlage zu bereiten. Geschlagen ist also die Partei, die am sichersten glaubte aus der allgemeinen Mörgelestimmung ihren Vorteil zu ziehen. Was könnte geschehen, wenn sich die Nation noch ernstlicher und entschiedener aus dieser Stimmung herausreißen und dauernd ihre Kräfte anspannen wollte, um sich zum Widerstand gegen die bösen Geister, die unsre innere Entwicklung bedrohen, zu wappnen!

Wir haben mehrfach nachgewiesen, daß der Hauptstoß gegen die antinationale Mehrheit des alten Reichstags vom Liberalismus zu führen war. Das werden auch Konservative, wenn sie unbefangen urteilen, zugeben müssen, es ergab sich eben aus der ganzen Lage von selber. Und die Erfahrungen bei der Wahl haben die Richtigkeit dieser Meinung bewiesen. Im wesentlichen hat der Liberalismus die Frucht der Stimmung, unter der die Wahlen vollzogen wurden, geerntet. Man

hätte meinen sollen, die Erkenntnis dieser Gunst des Augenblicks hätte schon vor der Wahl alle liberalen Kreise des deutschen Volkes mit stolzer Zuversicht und besondern Hoffnungen erfüllen müssen. Wenn das wirklich so gewesen ist, dann hat man sicherlich in der liberalen Presse vor der Wahl nichts davon gemerkt. Deutlicher, als es diesmal geschehen ist, konnte eine im Grunde konservative Regierung den Liberalen nicht bemerkbar machen, daß ihre Parteien eigentlich die Lage in der Hand hatten. Die extremen Konservativen, die ja in dieser Beziehung sehr hellhörig sind, hatten das besser verstanden; sie fanden, daß die Regierung eigentlich schon zu viel gesagt hatte und beinahe schon zu einer parteiischen Ermutigung des Liberalismus übergegangen war, obwohl doch nur eine Tatsache festgestellt wurde, die ein Kind mit Händen greifen konnte. Zu der liberalen Presse aber war, wie gesagt, von alledem nichts zu merken. Hier fand man es für wichtiger, im unfruchtbaren Kritizieren zu verharren, und kam sich sehr interessant vor, wenn man die Rolle des Begriffstuzigen spielte. Man erklärte immer wieder, durchaus nicht zu begreifen, was die Regierung eigentlich meine, verlangte unausgesetzt eine Wahlparole, obwohl der Partei doch das bequemste Ziel gegeben war, das einer Partei überhaupt gesteckt werden kann, und das in der einfachen Aufforderung besteht, nach Kräften sich selbst und ihre Grundsätze durchzusetzen. Und weil man nun feststellte, daß die Regierung nicht die gesamte Denkarbeit für den Liberalismus übernehmen konnte und nicht das bequeme Schlagwort erfand, das den Liberalen die gebratenen Tauben direkt in den Mund treiben sollte, so schimpfte und höhnte man tapfer weiter über den Fürsten Bülow, stellte ihn als einen Mann dar, der nicht wußte, was er tat, als er die Reichstagsauflösung vorschlug, und machte den Wählern immer wieder klar, daß es so, wie die Regierung wolle, unmöglich gehe. Die Regierung sei reaktionär, und der Feind sei die Reaktion; was Fürst Bülow gesagt habe, sei einfach lächerlich. Ja, wenn die Regierung vorher das Versprechen abgebe, liberal zu regieren, dann ließe sich darüber reden, dann könnte sich vielleicht die Partei dazu herbeilassen, für ihre eigne Sache Anstrengungen zu machen!

So ungefähr schallte es aus der linksstehenden bürgerlichen Presse heraus. Es war im großen und ganzen die Weisheit jenes Lehrjungen, der sich freut, daß ihm die Hände erfrieren, weil sein Vater ihm keine Handschuhe gekauft hat. Zum Glück war wenigstens ein Dokument politischen Verstandes aus diesem Parteilager vorhanden, das war der würdige und verständnisvolle Wahlausruf, den die linksliberalen Parteien zusammen alsbald nach der Auflösung des alten Reichstags erlassen hatten. Was sonst an Stimmen von dieser Seite an die Öffentlichkeit gedrungen war, konnte von unbefangenen Beurteilern nur mit Kopfschütteln aufgenommen werden; es erklärte wenigstens, warum es bisher in Deutschland noch niemals ein entschieden liberales Regiment gegeben hat. Es gehörte eine unglaubliche Naivität dazu, von der Regierung nach solchen Proben zu verlangen, daß sie sich vor der großen Entscheidung solchen Forderungen förmlich verschreiben sollte. Wenn das vor der Wahl um des Friedens und der größern Zwecke willen nur angedeutet werden konnte, so muß es jetzt offen gesagt werden, daß der entschiedne Liberalismus in dem eigentlichen Wahlfeldzug einmal wieder eine erschreckende Unfähigkeit bewiesen hat, der Lage und den Forderungen realer Politik gerecht zu werden.

Trotz aller dieser Fehler haben sich die Wähler klüger und vernünftiger erwiesen als ihre Presse. Sie sind ihrem richtigern Urteil und Instinkt gefolgt und haben den Sturm auf gegen die schwarz-rote Koalition nach Kräften wacker durchgeführt. Und damit hat die rote Herrlichkeit und Siegesgewißheit trotz ihrer bessern Organisation einen so starken Stoß erlitten, wie es unsre größten Optimisten nicht zu hoffen gewagt hatten. Was könnte erst geschehen, wenn der bürgerliche Liberalismus anfangen wollte, sich zu positiver Arbeit auf nationaler Grundlage zu organisieren

und sich unter tüchtiger Führung aus eigener Kraft zur Geltung zu bringen! Es ist eben aus dieser Wahl recht viel zu lernen.

Der Sozialdemokratie ist, den Erwartungen der meisten Beurteiler entgegen, eine Lehre erteilt worden, die hoffentlich von den bürgerlichen Parteien ausgenutzt werden wird. Vor der Wahl war der Glaube sehr verbreitet, daß die sozialistische Hochflut immer noch im Wachsen sei, entsprechend der Prophezeiung Bebels, daß die Sozialdemokratie um etwa zwanzig Sitze verstärkt in den neuen Reichstag einzuziehen werde. Nun hat es ja zwar mit der Prophetenkunst Bebels eine eigne Bewandnis, aber auch ein erfahrener und ruhig urteilender Politiker wie Graf Ballestrem hatte die Äußerung getan, daß er das Präsidium des Reichstags wohl in die Hände Singers werde geben müssen, da die Sozialdemokratie sicher die stärkste Partei im Reichstage sein werde. Obwohl wir das unsichre Geschäft des Prophezeiendens in politicis stets ablehnen, haben wir doch nicht verhehlt, daß wir dieser Meinung nicht waren. Es schien uns vielmehr der Glaube an neue Erfolge der Sozialdemokratie unter den obwaltenden Umständen recht wenig begründet zu sein, aber wir müssen gestehn, daß unsre unsichern und bescheidenen Erwartungen eines Stillstandes in der sozialistischen Bewegung durch den erfreulichen Ausfall der Wahl bedeutend übertroffen und im Sinne einer angenehmen Überraschung korrigiert worden sind. Die Niederlage der Sozialdemokratie rechtfertigte die Auffassung derer, die über alle häßlichen und kleinlichen Züge unsrer Parteientwicklung hinweg noch den Glauben an den Idealismus, der tief im deutschen Wesen wurzelt, festgehalten haben. Allen Unkenrufen zum Trotz, daß für die Kolonien kein besonderes Interesse im Volke bestehe, daß die Kolonialskandale die Stimmung verdorben hätten, daß Fleischnot und neue Steuern den Sinn des Volks mehr beschäftigen als überseeische Fragen — allen diesen und ähnlichen Vorhersagen zum Trotz hat das Ehrgefühl und das Verständnis des Volks für seine höhern Interessen nicht versagt. Wenig Sinn hat die breitere Masse des Volks freilich für die kleinen Schwierigkeiten und die leidigen intimen Notwendigkeiten der Tagespolitik und der parlamentarischen Arbeit. Sind die Aufgaben, die dieser Arbeit gestellt werden, an sich nicht populär, so bemächtigt sich weiterer Kreise sehr leicht das Gefühl einer politischen Blutstauung, das sich in Unbehagen und Nervosität ausdrückt. Die Reichstagsauflösung hat die Befreiung von dieser Stimmung gebracht; es war eine Tat nach einer Zeit, die in ihrem Eindruck auf die Volksseele als tatenlos erschien, und sofort hat auch der echtdeutsche Sinn den Bann der Verärgerung und Verdrossenheit durchbrochen.

Hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist der Erfolg der nationalen Parteien gegenüber dem Zentrum. Das gilt auch für die, die nicht so weit gingen, eine wesentliche Schwächung des Zentrums zu erwarten. Es ist nicht unmöglich, daß die Partei in der gleichen Stärke im neuen Reichstag wieder erscheint. So weit hat sich also die Wirkung der Wahlsparole der Regierung nicht erstreckt, diese Stellung zu erschüttern. Und doch hatten sich viele eine ganz besondere Wirkung von der Parole: „Los vom Zentrum“ versprochen. Man darf trotzdem nicht verkennen, daß ein gut Teil der aufrüttelnden Wirkung, die von der Reichstagsauflösung und den Wahlen ausging, auf diesen Ruf: „Los vom Zentrum“ zurückzuführen ist. Er hat die Wähler mobil gemacht. Im weitern Verlauf der Bewegung wurde dann erst klar, daß bei dem praktischen Vorgehen in den Wahlkreisen, die für eine nationale Mehrheit zu erobern waren, die Sozialdemokratie doch der nächste Gegner war. So suchte sich die einmal entfesselte Bewegung von selbst das richtige Ziel. Darin liegt zugleich eine Rechtfertigung der auch von nationaler Seite oft so bitter angegriffenen Regierungspolitik, die mit dem Zentrum so lange praktisch rechnen zu müssen glaubte, als nicht der sozialdemokratischen Vorwärtsbewegung ein Halt geboten worden war.

Aber zugleich bleibt es wohl auch dabei, daß das Zentrum nach der Schwächung der äußersten Linken vielfach vorsichtiger wird operieren und seine Taktik einer gründlichen Revision wird unterziehen müssen.

Noch stehen wir einem unfertigen Ergebnis gegenüber. Die Frage der Stichwahlen liegt jetzt zunächst. In vielen Fällen haben wir es mit einer einfachen Sachlage zu tun. Es wird hoffentlich unter dem Eindruck der Hauptwahlen nicht schwer sein, die bürgerlichen Parteien überall, wo es not tut, gegen die Sozialdemokratie zu vereinigen und dabei namentlich die Wahlbeteiligung noch zu steigern. Aber bedenklich wird die Lage, wo das Zentrum in der Stichwahl eine ausschlaggebende Stellung erhält. Wird es der Versuchung folgen, dem roten Bundesgenossen aus Rache gegen die Regierung und die nationalen Parteien die Hand zu reichen, oder werden die Klugen und Weiterschauenden siegen, die, nachdem der Bestand der Partei gerettet ist, das Prinzip der bürgerlichen Solidarität gegenüber der Sozialdemokratie hochhalten und sich durch dieses billige Opfer manche Aussichtsicht für die Zukunft offenhalten? Wir müssen abwarten, welche Meinung siegt. Aber den allzu Ängstlichen mag auch heute schon gesagt werden, daß der moralische Erfolg dieser Reichstagswahlen feststeht und nicht ohne tiefgehende politische Wirkungen bleiben kann.

Die Besprechung einzelner bemerkenswerter Erscheinungen bei den Wahlen kann für später vorbehalten bleiben.

Beiträge zur Psychologie. Kurt Graeser definiert in seiner interessanten, gehaltvollen, wenn vielleicht auch in manchem anfechtbaren Schrift: Die Vorstellungen der Tiere; Philosophie und Entwicklungsgeschichte (Berlin, Georg Reimer, 1906): Leben ist Vorstellen. Es gibt auch unbewußte Vorstellungen; solche machen das Leben der Pflanzen und der niedersten (hirnlosen) Tiere aus, die man eigentlich zu den Pflanzen rechnen sollte, auch wenn sie sich scheinbar willkürlich, frei bewegen können. Das durchs Hirn vermittelte Bewußtsein erzeugt neue Vorstellungen, in denen sich dem Tiere die Bedeutung der wahrgenommenen Vorgänge enthüllt, und die es in den Stand setzen, die passenden Mittel zur Erreichung seiner Zwecke auszuwählen. Das geschieht auch bei den meisten Instinkthandlungen; unbewußt bleiben nur: „der erste Antrieb zum instinktiven Handeln, dessen zukünftiger Nutzen und solche Bestandteile der einzelnen Instinktbetätigung, die gewohnheitsmäßig stattfinden“. Der letzte Abschnitt ist dem „sittlichen Handeln“ der Tiere gewidmet. Als strenger Monist polemisiert Graeser mehrfach gegen Wundt, besonders gegen dessen psychophysischen Parallelismus, und verwirft schon die Ausdrücke psychisch und physisch. — Wilhelm Wundts Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele sind (bei Leopold Voß, Hamburg und Leipzig, 1906) in vierter, umgearbeiteter Auflage erschienen. Da das Buch zu bedeutend ist, als daß es an dieser Stelle abgefertigt werden dürfte, beschränken wir uns vorläufig auf die einfache Anzeige. Gleichzeitig hat Wundts Einleitung in die Philosophie (bei Wilhelm Engelmann in Leipzig) die vierte Auflage erlebt. — Dr. Sante de Sanctis, Professor der Experimentalpsychologie und Dozent der Psychiatrie in Rom, behandelt in einer bei Carl Marhold in Halle, 1906, in deutscher Übersetzung von Dr. Johannes Bresler erschienenen sehr interessanten Schrift Die Mimik des Denkens. Das Tier mimt, bekundet zum Beispiel seine Aufmerksamkeit, mit dem ganzen Leibe, das höhere Tier hauptsächlich mit den Ohren. Nur beim Affen kommen auch schon Stirnfalten vor. „Die höhern Tiere, einschließlich der Primaten, besitzen im Gesicht noch kein eigentliches Zentrum für die attentive Mimik, wie wir sie beim Menschen kennen lernen. Ein wesentliches Merkmal der attentiven Mimik der Tiere ist ihre Verteilung und Irradiation auf den Kopf und den ganzen Körper

(Unbeweglichkeit, Muskelspannung bei erregter Aufmerksamkeit), worin sich der Einfluß des affektiven Elements verrät. Während der Mensch fähig ist, mit einer auf eine kleine Muskelzone des Gesichts beschränkten expressiven Tätigkeit aufzumerken und angestrengt nachzudenken, ist dies den Tieren nicht möglich, bei denen, sobald sich die Aufmerksamkeit steigert, die Mimik einen emotionalen Charakter gewinnt, d. h. sich über den ganzen Körper zu erstrecken strebt.“ Das Kind und der Ungebildete sind darin den Tieren ähnlich. Je höher die geistige Entwicklung steigt, desto mehr treten den emotionalen Bewegungen Hemmungen entgegen, und die allerinnerlichste, rein geistige Tätigkeit bringt auch das Muskelspiel des Antlitzes zur Ruhe. Die höchste Stufe der Verinnerlichung und Konzentration vollzieht sich in der Ekstase, die gleich den übrigen mystischen Zuständen nach dem Verfasser zwar als ein abnormer aber nicht als ein Krankheitszustand aufzufassen ist. Den bildenden Künstlern, mehr natürlich den Malern als den Bildhauern, wird die genaue anatomische Beschreibung des Mienenspiels in dem Büchlein, die mit vielen Illustrationen veranschaulicht wird, gute Dienste leisten, obwohl, wie der Verfasser hervorhebt, die großen Maler der Renaissance ohne anatomische und physiologische Studien den richtigen Ausdruck der Seelenzustände, die sie darstellen wollten, getroffen haben; es ist doch eben nicht jeder, der sich heute mit Malen sein Brot verdienen will, ein trefflicherer Genius. Und auch bei der Erziehung schwach sinniger Kinder läßt sich dieses Lehrbuch der Mimik praktisch verwerten. De Sanctis hat folgende Erfahrung gemacht: „Die methodischen Übungen der mimischen Muskeln der obern Gesichtshälfte — auf Geheiß, mit Zuhilfenahme des Spiegels und unter Benützung des selbst bei schwach sinnigen und degenerierten Kindern gut entwickelten Nachahmungssinns wiederholt ausgeführt — sind ein unmittelbar wirksames Mittel, die Aufmerksamkeit zu fixieren, und ein höchst zweckmäßiges und erziehlisches Spiel, die Entwicklung dieser Funktion anzuregen.“ — Johanna Birscher zeigt in einer hübschen kleinen Schrift: Wachstum (München, C. F. Beck, 1906), daß im Werden und Wachsen, nicht im Sein und Besitzen das Glück liegt, und wie sich die neue Richtung, die Christi Lehre dem Willen gegeben hat, in den biologischen Prozeß einfügen läßt, den die heutige Wissenschaft erkannt und Herbert Spencer am erschöpfendsten dargestellt hat. — Das Buch vom Genie von Paul Dahlke (Leipzig, Max Altmann, 1905) ist zwar zu drei Vierteln Poesie und nur zu einem Viertel Wissenschaft, betrifft jedoch immerhin die Menschenseele, der, auf dem Umwege über wichtige Vorreden und anmutige Erzählungen, die indische Weisheit empfohlen wird. Wie diese nach Dahlkes Vorstellung mit dem Genie zusammenhängt, mögen drei Sätze andeuten. „Das Höchste hienieden entsteht nicht durch Tun, sondern durch Lassen.“ „Weshalb es kein Vorzug ist, nach Gründen zu handeln? Weil das Genie, die Blüte der Welt, ohne Gründe handelt, grundlos, sich selbst unfassbar.“ „Sehr gut sagt Byron in einem seiner Briefe: Die dichterische Begabung ist eine ganz bestimmte, absonderliche Fähigkeit, eine eigne Seele, und hat mit der Alltäglichkeit des Individuums ebensowenig zu tun wie die Begeisterung der pythischen Seherin mit ihrem eignen Selbst, nachdem sie den Dreifuß verlassen hat.“ Auch nach Hartmann muß der geniale Denker und Dichter erkennen: nicht ich denke und dichte, sondern: es denkt und dichtet in mir. — Wir nennen noch einige Titel von philosophischen Werken, für deren Besprechung wir keinen Raum haben: Die Ekstase, ein Beitrag zur Psychologie und Völkerkunde von Dr. phil. P. Beck; Bad Sachsa im Harz, Hermann Haacke, 1906. — Geschichte der Philosophie als Einleitung in das System der Philosophie von Walter Kinkel, a. o. Professor der Philosophie an der Universität Gießen; Gießen, Alfred Töpelmann, 1906. — Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand von G. W. v. Leibniz. Übersetzt, mit Einleitung, Lebensbeschreibung des Verfassers und Erläuterungen versehen von C. Schaarschmidt.

Zweite, 1904 erschienene Auflage. 69. Band der von der Dürrschen Buchhandlung zu Leipzig herausgegebenen Philosophischen Bibliothek. (Der 1879 erschienene 71. Band dieser Bibliothek enthält die von S. G. von Kirchmann übersetzte berühmte Theodicee Leibnizens.)

Theodore Roosevelt als Literaturhistoriker. Der Präsident der großen nordamerikanischen Republik ist einer der vielseitigsten Männer, die sich in hervorragender Stellung befinden. Das vorige Jahr brachte uns eine große Publikation des erfolgreichen Weidmanns Roosevelt; sein Erlaß über die Ausichten des Panamakanals, über die sanitären Verbesserungen und die Aufgaben der Ingenieurtechnik auf dem Geld und Menschenleben verschlingenden Isthmus ist überaus beachtenswert; und mit seinen Bestrebungen zur Vereinfachung der englischen Rechtschreibung hat sich der Präsident schon ins eigentliche literarische Gebiet gewagt, in das er jetzt mit einem Aufsatz über die altirischen Sagas fest eingedrungen ist. *The ancient irish Sagas* by Theodore Roosevelt im Januarheft von *The Century Magazine* ist keine eigentliche kritische literargeschichtliche Studie; abgesehen davon, daß damit vielleicht auch eine sanfte *captatio benevolentiae* der zahlreichen Bürger irischer Herkunft der Vereinigten Staaten bezweckt ist, schreibt der Präsident nur, was ihm an der altirischen Literatur besonders gefallen hat und ihm aufgefallen ist. Dabei zeigt sich der Politiker, Kriegsmann und Jäger von ganz außerordentlicher Belesenheit in der Weltliteratur, und die Vergleiche mit Homer, den Artus- und Rolandsagen, *Beowulf*, der *Edda* und dem *Nibelungenlied* sind ebenso zahlreich wie treffend. Namentlich die Hinweise auf die Ähnlichkeiten der Kulturverhältnisse, die in den keltisch-irischen Sagas herrschen, mit den homerischen sind aufs höchste interessierend. So kämpfen die Helden der *Chuchulain Sagas* vom Streitwagen herab zusammen mit dem Wagenlenker, der Freund und Genosse des Helden ist wie die homerischen. Wenn die Kämpfer aus dem Felde heimkehren, heißt die Königin die Mägde das warme Bad bereit halten, wie im Homer; die Feste und Mahlzeiten der Helden sind die homerischen. Nicht anders — fügen wir noch hinzu — wie in der Szene, in der Helena auf den Mauern Trojas den Greisen die griechischen Könige und Helden erklärt, beschreibt die Tochter der Königin *Meave* — aus der nachher die *Queen Mab* geworden ist — von dem Dach des Hauses der Mutter die Art des Streitwagens, Farbe der Pferde, Rüstung usw. der herankommenden drei Kämpen, wonach die Königin die Einzelnen unterscheidend erkennt und nennt. Und endlich kann man die Schilderung des Palastes des Odysseus oder die Ruinen der Paläste aus der mykenischen Periode vom griechischen Festlande — nicht der kretischen — wohl mit dem aus drei Häusern bestehenden Palaste des Königs *Conchubar* zu *Emain Macha* vergleichen. Sehr hübsch ist Roosevelts Beobachtung, wie es gekommen ist, daß die irischen Sagas nicht in ein großes Epos verwoben worden sind wie die homerischen, wie *Edda* und *Nibelungenlied*. Auch ihnen wäre dies geschehen, oder sie hätten wenigstens eine definitive und ineinandergearbeitetere Form angenommen, wenn sich Irlands Geschichte in einer ähnlichen Weise entwickelt hätte wie die des alten Griechenlands und seiner Kolonien oder die anderer Völker des westlichen Europas. Aber furchtbare nationale Tragödien haben Irlands Geschichte gebrochen. Auf die Wikinger-Plage folgte die anglo-normannische Eroberung mit ihren vernichtenden Wirkungen auf Irlands nationales Leben. Die frühen Dichtungen der Warden der grünen Insel konnten sich nicht entwickeln wie die adern *Lays*, die nachher die Artus-, Roland- und Siegfriedsammelgedichte geworden sind. Auch sonst unterscheiden sich diese keltisch-irischen Sagas von den nordisch-teutonischen Erzählungen. Es läuft viel Übernatürliches und Romantisches durch sie und mildert ihre Grimmitigkeit und Wildheit in ganz

andrer Weise, wie es sonst in den teutonischen Gedichten geschieht. Gewiß ist die Göttin mit den roten Augenbrauen, die die Helden Erins auf den Schlachtfeldern aus dem Leben holt, nichts anderes als die Walküre, und es gab Land- und Wasserdämonen in Irland gerade so schrecklich wie die, gegen die Beowulf kämpfte. Aber dazu tritt in den irischen Erzählungen oft auch Unirdisches, das jeder Monstrosität und jeder Schreckhaftigkeit entbehrt. Aus diesen überirdischen Wesen sind dann die Feen des Mondlichts und des grünen Waldes geworden, die von den Trolls, den Gnomen und den mißgestalteten Riesen, die die spätern Generationen von der nordischen Mythologie überliefert erhielten, rein gar nichts an sich haben — und die die Nacherzählung der Brüder Grimm uns Deutschen näher gebracht hat. Roosevelt erzählt ausführlich von den drei tränenreichen Dichtungen Erins, von Deirdrés Tragödie, von dem tragischen Schicksal der Kinder Lirs und Tuirenn. Aus der Deirdredichtung ist von dem Ruhm und der Schönheit von drei Kriegeren, von den drei Drachen, von drei Kämpfen, von den drei Falken, von den drei Lieblingen der Frauen Erins usw. die Rede, ohne daß Roosevelt auf die Wichtigkeit der Zahl drei speziell in der irischen Poesie aufmerksam macht. Dies hat Professor Runo Meyer, der hervorragende keltische Philologe, jüngst getan, als er in einer Publikation der Royal Irish Society „Trechong Broth Fene“, die irischen Triaden, die dreieitliche Anordnung von Sprüchen der Irländer, herausgegeben hat. Man hat die Vorliebe des irischen Volkes für die Dreierheit auf den Einfluß der Trinitätslehre zurückführen wollen, als wenn die Dreierheit nicht auch im heidnischen Volksbewußtsein lange vor dem Christentum aufgetaucht gewesen wäre. Usener hat in seinen Aufsätzen „Dreierheit“ gar viele vorchristliche Beispiele aufgezählt. Roosevelt dattiert die Entstehung der irischen Sagas, aus denen er Anregung und Freude schöpft, sehr früh; sie blühten schon zu der Zeit, als sich das Beowulflied, vom Anfang des siebenten Jahrhunderts an, zu entwickeln begann, und waren einige Jahrhunderte älter, als die nordischen Sagen eine Gestalt anzunehmen begannen, die man in ihrer jetzigen überlieferten Form noch wiedererkennen kann. Und aus dem frühesten Heidentum bis zum heutigen Tage behielt die Dreierheit in den Erzählungen der gälisch und englisch sprechenden Bewohner Irlands ihre große Rolle. Es ist natürlich, daß der Präsident der großen nordamerikanischen Republik bedauert, daß Amerika bis jetzt so wenig für das Originalstudium der irischen Literatur getan hat und auch die Popularisierung dieses, in Anbetracht der starken irischen Bevölkerung für das Land jenseits des Ozeans so wichtigen Sagenzweiges unterlassen hat. Er wünscht deshalb Lehrstühle für keltische Philologie an den amerikanischen Universitäten und verlangt, daß die Resultate des wissenschaftlichen Studiums der Keltik den Laien nahe gebracht werden. Was deutsche, französische, irische — die Engländer kommen hier ganz zuletzt — Gelehrte für die altkeltische Literatur getan hätten, müsse in Nordamerika nachgeahmt werden; nicht minder müßten den wunderschönen Popularisierungen der irischen Sagas, wie sie die Irländerin Lady Gregory hervorgebracht hätte, solche durch amerikanische Erzähler und Dichter folgen. III.

Auch eine Sittlichkeitsbewegung. Wie unermüdet gerade in Frauenkreisen daran gearbeitet wird, die in so mancher Hinsicht durchaus berechnete Frauenemanzipation zu diskreditieren und lächerlich zu machen, beweist der vor kurzem begründete Bund für Mutterschutz, hinter dessen harmlos klingendem Namen sich offenbar höchst seltsame Tendenzen verbergen. Bei der ersten öffentlichen Versammlung dieses Vereins, am 12. Januar, hielt Fräulein Dr. Helene Stöcker mit der bekannten Sachkenntnis, mit der die unverheiratete Weiblichkeit heutzutage über Geschlechtsleben, Kindererziehung usw. redet, einen Vortrag, der das Thema „die heutige Form der Ehe“ behandelte. Nach dem üblichen Klagenlied auf

die bösen Männer und deren angebliche „doppelte“ Moral kam sie zu dem trostlosen Schluß, daß die jetzt geltende, staatlich abgestempelte Eheform nichts wert sei, und daß deshalb auch „freie Verhältnisse“, geknüpft durch freie Entschließung der beiden Teile ohne Mitwirkung von Standesamt und Altar, rechtliche und gesellschaftliche Geltung haben müßten. Als ob die doppelte Moral ein Privilegium der Männer wäre! Als ob sie allein die Schuld an all den Eheirungen trügen, die seit den Tagen der schönen Helena bis heute vorgekommen sind! Und was die öffentliche und gesellschaftliche Anerkennung „freier Verhältnisse“ anlangt, so weiß Fräulein Stöcker wohl nicht, daß es gerade die Frauen sind, die ihre Geschlechtsgenossinnen, deren Beziehungen zur Männerwelt ihnen nicht völlig legitim erscheinen — und darin haben sie eine wunderbar feine Empfindung! —, erbarmungslos boykottieren.

Eine zweite Rednerin, Fräulein Adele Schreiber, zu deren Garderobe der Doktorhut merkwürdigerweise nicht zu gehören scheint, schoß aber den Vogel ab, indem sie sich klipp und klar für die freie Liebe erklärte, die überhaupt keine engern Bande und Pflichten kennt, und deren Technik die Dame offenbar den Hunden abgelauscht hat. Über die praktischen Konsequenzen ihrer Forderung scheint sich Fräulein Adele nicht klar geworden zu sein. Vielleicht hat sie sich am Collegium logicum vorbei gedrückt und ihren Durst nach philosophischer Erkenntnis gleich am trüben Wässerlein der Weisheit des armen Friedrich Meißche gelöscht, dessen widerspruchsvolle Sentenzen und Paradoxen ja schon manchem in den Nöten der Pubertät oder des verspätet eingetretenen Geschlechtstriebes den Kopf verdreht haben. Oder sollte die ganze Veranstaltung „für Mitterschuß“ nur als ein Akt der Faschingszeit aufzufassen sein?

J. R. H.

Forman
gegen
Schnupfen
DOSE 30 Pfg

Ärztlicherseits vielfach als ideales Schnupfenmittel bezeichnet. — Wirkung frappant. — In allen Apotheken.